

Mein Großvater, der Schäfer

Fern von der mitteldeutschen Heimat, im böhmischen Exil, erreichte mich die Nachricht: „Großvater ist nun auch gestorben.“ Es war nichts Tragisches um diesen Tod; ein Achtzigjähriger hatte sein arbeitsreiches Dasein ausgelebt. Dennoch rührte mich eigenartig Wehmut und Trauer an: die Kindheit erstand unversehens wieder vorm inneren Auge und durch ihre sich mir verklärten Bezirke stapfte die Gestalt des langhärigen Alten, umdrängt von seinen Schafen. Es war in der Vorkriegszeit. Wieder einmal schmupperte ich als Ferienbesuch aus der Großstadt die ländlichen Gerüche ein, die in der niedrigen Kiste meiner Großeltern von Tieren, Sen und getrockneten Heilkräutern ausgingen. Mit allen Sinnen tauchte ich im fremden Leben des altmärkischen Outsdorfes unter. Beginnende Frühlingswärme trieb saftige Gräser und Kräuter aus der Erde hervor. Der Austrieb der Schafherde stand bevor und ich — ich würde dabei sein!

Ein grauer Morgen . . . Wir gingen zum ausgedehnten Schafstall des großen Gutes. Wie achtunggebietend Großvater heute wirkte! Auf dem Kopf sah ihm ein verwitterter schwarzer Schlapphut. Seinen Leib umschloß ein langer blauer Mantel mit blanken Knöpfen und unzähligen Taschen, — ein Mantel, der fast bis zu den Knöcheln reichte und lediglich Schafmeister, keineswegs Schäferknechten zustand. Frisch gepulvt glänzte das weiße Lacksleder des Schulterriemens, an welchem rasselnd drei Ketten für die Hunde hingen. Hinten stak ihm wie ein falsch placiertes Degen ein mit Metallspitze versehenes Stoch, an dessen oberem Ende eine kleine Holzplatte befestigt war: das „dritte Bein“ des Schäfers. Dicht neben ihm hing im Lederkasten die Schafsapotheke mit Jodtinktur, Medizin, Verbandstoff, Pinzetten und Messer-

chen. Aus einer der Manteltaschen ragten Schnitzwerkzeuge und Stricknadeln. An einem Ketten hing die Trillerpfeife, dem Schäfer genau so unentbehrlich wie der lange Stab mit der kunstvoll geschnittenen Krücke.

Mit ruhigen Schritten öffnete Großvater das Gatter, hinter dem sich die Tiere schon unruhig drängten und ohrenbetäubend blöten. Die gewohnte Stallfütterung war ausgeblieben, und nur die älteren, erfahrenen Mutterkühe wußten, was das zu bedeuten hatte. Auf ein Zeichen hin schoß der langhaarige Schäferhund Brinz latengebierig in die Hürde, um sie zu räumen und bald drängte sich stuchartig die Herde an uns vorbei auf den Gutshof, wo Großvater mit Flüchen, Ermahnungen und Stochhieben Ordnung unter ihr schaffte. Endlich hatte er mit ihr das große Hofstor erreicht. Er öffnete es weit. Ingeheim drängte alles dem Frühlingdust der Wiesen und Felder entgegen.

An der Spitze der Herde zog Großvater. Nur selten brauchte er sich einmal umsehen; nicht umsonst hatte er seine vierbeinigen Gehilfen in der Schule seiner bewährten Dressur gehabt. „Boß“, der Schleiher, kontrollierte den rechten Straßengraben. Wehe dem Schaf, das der Versuchung erlag und listern das leder duftende Gras am Grabensaum probieren wollte! Wie ein Blick war unser Grabenläufer am Ort der Sünde und zwickte das schuldige Tier empfindlich ins Bein. Eine leichtere Aufgabe war „Schimmel“, dem „Straßenräumer“ gestellt. Ihm oblag es, die linke Straßenseite für uns begegnende Fuhrwerke freizuhalten. Eitel wie er war, kam er nach jeder Aufräumungstour zu Großvater gejagt, um sich eine Belobigung zu holen. blieb sie einmal aus, so wurde er faul und rettete sich vor den ihm drohenden Schlägen zu seinem Kollegen „Brinz“, der den Schwanz der Herde zu beaufsichtigen und bummeliges Zurückbleiben der Tiere zu verhindern hatte.

S kaum verließen wir die Landstraße, um den Feldweg einzuschlagen, so war es mit der Gemächlichkeit für Großvater aus. Nun mußte er fortwährend den Stab gebrauchen, um vor-eilige Schafe zurückzuhalten. Er war ganz außer Atem, als wir am Ziel angelangt waren: einer am Tannental gelegenen „Prate“: brachliegen, dem Land, das zur ausgiebigen Dünung ein

Jahr lang als Weide diente. Die Schafe durften sich nun keineswegs auf der weiten Fläche zerstreuen. Sie wurden sorgsam beisammengehalten, damit planmäßig Streifen um Streifen abgehütet werden konnte.

Großvater trieb jetzt sein „drittes Bein“ in die Erde und stützte sich dagegen, während er das Kinn auf die über der Krücke des aufgestemmt Stabes gefalteten Hände stützte und die Augen umherwandern ließ. Gott sei dank, die Hunde schienen ihr Handwerk nicht verlernt zu haben! Er musterte die Neulinge in der Herde, die zum erstenmal im Freien weideten und dachte sich Namen für sie aus. Großvater kannte jedes seiner vielen Schafe genau und rief er sie beim Namen, so trippelten sie eifrig zu ihm heran, um sich einen Lederbissen — etwas Hafer, Melasse, Salz oder ein Stück Karottel abzuholen. Wenn schließlich nach einigen Standpausen an die demütig winfelnden Hunde alles zu Großvaters Zufriedenheit lief und die Prüfung des Himmels sowie der Linderung dem alten Wetterpropheten Gutes verkündete, so setzte er sich die Brille auf die vordere Nasenspitze und ließ die Stricknadeln klappern; vom Winter her waren ja noch viel Aufträge liegen geblieben. Besonders gern sah ich seine geschickten Hände Tierfiguren schnitzen. Waren die Arbeiten besonders hübsch geraten, fiel ihm ihr Verkauf innerlich jedesmal schwer. War die rechte Jahreszeit dafür herangefommen, so sammelte Großvater auch Heilkräuter und alle möglichen Sorten von Wald- und Wiesenteer. Am Nachmittag wurde die behaglich ruhende Herde aufgetrieben und vor der Heimkehr zur Tränke — einem kleinen See — geführt. Hier wuchsen im Spätsommer die schönen „Bumsseilen“, Blütenständen des Schilfes, aus dessen Stengeln Großvater Flöten zu schneiden verstand. Mit hiffiger Miene verlockte er mich dazu, diese „Bumsseilen“ zu rauchen. O wie übel wurde mir davon! Trotz fleißiger Rauchübungen brachte ich es nie auf die von Großvater in seiner Jugendzeit erreichte Tagesleistung von vier dieser Erfayszigarren.

So verstrich Tag für Tag. Manchmal geschahen Zwischenfälle. Ein Hund ließ es sich einfallen, die Schafe zu beißen statt zu zwicken. Dann erhielt der Hund Prügel und das Schaflein einen Verband. Ein andermal gerieten Schafe in einen Kleckser und litten unter gefährlichen Blähungen, die eine sofortige Operation erheischten. Rasch und sicher führte Großvater eine lange, in Medizin getauchte Nadel zwischen den Rippen der Tiere hindurch in die Magen- oder Darmwände. Durch das entstandene winzige Loch entwichen die Gase und das Tier war gerettet. Schwerere Anforderungen brachten Maul- und Klauenseuche mit sich. Tier für Tier mit Messer und Jod behandelnd, mußte Großvater den furchtbaren Gestank der faulenden Hufe ertragen.

S kam der Sommer ins Land, so wurden Pferde auf der Weide errichtet und der Schäfer blieb mit der Herde acht bis zwölf Wochen ununterbrochen im Freien. Er selbst schlief in einer Art riesigen Hundehütte, die auf Mähdern stand und von der aus er liegend mit den



Wägen die Sternbilder am Himmel studieren konnte.

Die Dichter erblickten im Schäfer ein Symbol des Friedens und der Ruhe. Im wirklichen Schäferleben gab es indessen Aufregung und Sorge genug. Da waren Notischlachtungen kranker Tiere erforderlich. Da kam alljährlich die Schaffschur heran, wobei Großvater jedes Tier auf die Hinterbeine setzte, weil es in dieser hilflosen Stellung am widerstandslosesten seinen Winterpelz hergab. Die größte Unruhe brachte aber das Lammern mit sich. Bei schwierigen Geburten mußte der Schäfer helfend eingreifen. Schafen, die ein totes Lamm geboren, gewöhnte er ein Zwillingelamm von anderen Schafen an. Wie atmete er auf, wenn das Lamm hinter ihm lag und er sagen konnte: Ich habe kein einziges Mutterlamm verloren! Das war der Gradmesser für seine berufliche Tüchtigkeit. Ja, Großvaters Arbeit war nicht leicht. Der Herr Graf, der sieben Güter besaß, auf deren einen er sich je sehen ließ, gab ihm dafür 150 Taler, freie Wohnung, Garten- und Kartoffelfeld, Deputat Korn und wöchentlich dreiviertel Liter Schnaps. Um etwas dazu zu verdienen, mußte Großvater Strümpfe stricken, Figuren schnitzen, Kräuter und Tee sammeln, den Bauern beim Kalben helfen, Vieh kurieren und die Geschichtsklöppel der Dörfler mit „Symphonie“ behandeln.

Großvater duldete vergnügt meine schwabulstige Gesellschaft und verschwendete den Schatz seiner Schäferweisheit an mich. Gern erzählte er von seinem Lehrmeister, der die Gabe des zweiten Gesichtes besessen habe, gern auch über Gott und Teufel. Den lieben Gott hielt er für eine zweifelhafte Angelegenheit und fand es daher richtiger, beim Herausziehen eines Gewitters schnell heimzukehren statt zu beten, denn „wenn Gott tatsächlich auf den Wolken sitzt, müßte das Beten wenig, weil er dann längst vom Donnern schwerhörig geworden ist“. Den „Reibhäftigen“ hielt er für realer. Mit leichtem Augenzwinkern schloß er, wie er ihm einmal zur Erntezeit begegnet sei, als der Teufel auf einem vorwärtsflutenden Fahrrad mit flatternden Rockschößen und Zylinderhut durch die Felder gefahren sei. . .

Sehr steifisch beurteilte Großvater die weltlichen Autoritäten und bewertete darum ihren Kampf gegen die „Noten“ bei sich als Empfehlung dieser Partei. Er gab viele Jahre hindurch die einzige sozialdemokratische Stimme im Dorfe ab, bis die Stimmen für die „Noten“ von Militärheimkehrern vermehrt wurden. Es war nicht auf „rote Geharbeit“ zurückzuführen, wenn es selbst in diesem von Gütsbesitzern und Großbauern halb feudal beherrschten Agrargebiet zu proletarischen Klassenregungen kam. Im Nachbarort herrschte z. B. die Sitte, daß die Knechte sich im „Mitnecht“ einen Anführer und Vertrauensmann erwählten. Wehe, wenn sich ein Bauer an den Rechten eines Knechtes verging! Ihm konnte es passieren, daß nachts die Knechte einen seiner Wagen im Dorfeich verfenkten. Einmal zerlegten sie einem Bauern nachts den Wagen und bauten ihn auf dem hohen Scheunendach derart zusammen, daß nach jeder Seite ein Räderpaar herabhäng, während die Deichsel wie ein warnender Finger in die Luft ragte. So erzogen die Knechte ihre dickfelligsten Arbeitgeber. Sie brachten es aber auch fertig, einer von Krankheit verjagten Kleinbauernfamilie Sonntag morgens heimlich die Erntearbeit zu machen, wozu sie einfach die Gespanne ihrer Herren requirierten, denen sie außerdem noch die Kosten für das sich anschließende Erntefest aufzwangen.

Solches und Ähnliches erzählt Großvater, während er seine Strümpfe strickt und die Herde beobachtet. Er lehnte mich hinter die Auflisten der „guten, alten Zeit“ und des sich

so idyllisch dem Blick darbietenden Dorfleben zu sehen. Ich habe den Alten nach Hitlers Machtantritt nicht mehr besuchen können und weiß darum nicht, wie er über die Plünderromantik des Dritten Reichs urteilte. Doch ich bin auch so davon überzeugt, daß er den Großgrundbesitzern keinen Augenblick lang die Phra-

sen von „Schollenverbundenheit“, „Führerprinzip“, Erbadel aus Blut und Boden“ und „deutschem Sozialismus“ ernst genommen hat. Dafür hatte er in achtzig frommollen Lebensjahren seine Pappenheimer zu gründlich kennen-geleert.

Wilhelm Storbek.

Juanita / Ein Faschingstraum

„Das ist sie“, sagte der rote Kopierstift und setzte sich seinen lang gespitzen Hut zurecht. „Wer? Die Briefträgerin dort? Was hat denn Juanita mit dem Beruf eines Briefträgers zu tun? Der Generaldirektor läßt sich doch von seiner Tochter keine Briefe bringen?“ zischte es aus dem Munde des gekrümmten schwarzen Paragrafen.

„Kurzfristig wie immer!“ mißbilligte der Kopierstift würdevoll. „Oder können Sie die Uniform eines Briefträgers nicht von der eines Portiers unterscheiden? Sie als Jurist der Molochia-Bank mühten doch wahrscheinlich zum mindesten die Mühe ihres Portiers kennen?“

„Sehen Sie nicht...? Der Bleistift brach ab, da sich die Uniform den beiden näherte. Die goldenen Buchstaben M. B. auf der Mütze leuchteten so, daß auch der Paragraf keine Zweifel mehr hegte. Die Falten seines Kostüms krümmten sich noch mehr, als sich der andere vor der Portiersuniform verneigte und um den nächsten Tanz bat.

Die fein gezierten Mundwinkel blieben bewegungslos, nur die schwarzen Augen unter der durchgeschwägten Portierskappe nickten zustimmend.

Und diese Augen waren ein neuer Beweis für den Vorwand der Revisionsabteilung der Molochia-Bank, der in der Kopierstift-Maske steckte, daß sich sein geheimster Wunschtraum, den er jahrelang träumte, endlich erfüllt habe. Er tritt in persönliche Beziehungen zu der Familie seines Generaldirektors! Denn wer anders als Juanita könnte so schwarze Augen haben? Warum spricht sie nur nichts? Will sie inognito bleiben? Unbekannt? Ihm, dem erfahrenen Revisor bleibt nichts unbekannt. Nichts. Gar nichts! Im Kassabuch nicht, im Saldoconto nicht, im Journal nicht, im Leben nicht. Wo er seine Nase hineinsteckt, schnüffelt er alles durch. Seine Nase! Na, schön ist sie gerade nicht, klein auch nicht, er hat sich ja eine spezielle Maske machen lassen müssen, damit er sie verbergen kann. Die Maske hat auch verdammt viel Geld gekostet. Aber was, jetzt wird er nicht mehr zu sparen brauchen. Jetzt tritt er in enge Beziehung mit der Familie seines Generaldirektors.

Er umfaßte seine Tänzerin fester, er wollte sich und der Welt beweisen, daß es sich um eine wirklich enge Beziehung handelt. Sie lächelte, sagte aber nichts. Schade, er würde gerne zeigen, daß er etwas spanisch kann. Er hat es gelernt in Abendkursen des Hispano-Amerikanischen Instituts, er hat zu Hause die Häufte seiner Nächte geopfert, er hat ja gewußt, daß die Stunde der Vergeltung kommt. Sie antwortet zwar auf sein „¿Tengo mucho gusto en conocerle“ nicht mit „es Vosotros muy amable“, sie sagt ihm nicht, daß er sehr lebenswürdig ist, aber sie lächelt so, wie nur Mädchen, die unter der heißen Sonne Spaniens geboren sind, lächeln können.

Ihre rechte Hand lag auf seiner Schulter so weich, wie Federwatte, die auf Kirchfahrten verkauft wird. Er spielte mit dem zarten Handschuh ihrer Linken und dachte: So zart sind eben nur Hände, die nie im Leben gearbeitet haben. Sie hatte es sicher schwer, die Arme, bevor ihr

diese originelle Maske eingefallen ist. Denn wenn ein Maskenball das Schlagwort „Das Symbol Ihres Berufes“ im Wappen trägt, hat man es schwer. Ihm selbst hat es viele Stunden Nachdenkens gekostet, unter denen sogar sein Spanischlernen gelitten hat, ehe es ihm klar wurde, daß ein roter Kopierstift ein unverkennbares Symbol eines Revisors sein könnte. Ja, ein Jurist hat es leicht. Aber unferneher! Und erst die arme Juanita! Was ist ein Symbol des „Dolce far niente“? Vielleicht eine Chaiselongue? Oder, um ein Modewort zu gebrauchen, eine Couch? (Der Vorstand in einer großen Bank muß viele Sprachen beherrschen; es gehört zur Repräsentation, wenn man mit solchen Brocken herumwerfen kann.) Das ist genial, einen Portier als Symbol des Nichtstuns zu wählen. Einen dieser Menschen, die vor großen Gebäuden stehen, hier und da vor Funktionären die Mütze herunternehmen und die Festbeleuchtung einschalten, wenn der Generaldirektor oder ein anderer geschätzter Mann die Schwelle betritt.

Ach, schade, daß die Musikanten die Instrumente weglegen. Der Schweiß verengerte ihm die Augenöffnungen, er sah aber trotzdem, wie sich sein Kollege, der kurzfristige Paragraf, näherte. Und von überall wollten unzählige geheimnisvolle Augen seine Tänzerin verschlingen. Der schwarze, gekrümmte Paragraf war nur mehr einige Schritte entfernt. Da sah er einen tollfähnen Entschluß. Er umfaßte seine Tänzerin beim Handgelenk, zog sie hinter sich und verschwand mit ihr im Büfett. Das Mädchen war erstaunt, aber er hat einige Sekunden gewonnen. Und er weiß, Sekunden auszunützen. Wie damals, in der Filiale in R., als er um einige Sekunden vor dem Boten eintrat, der aus einer anderen Bank dem Filialleiter Geld brachte, das die Bons in der Kassa erheben sollte. Damals gelang es ihm, durch sein blitzschnelles Handeln die Betrügereien des Filialleiters nachzuweisen, damals wurde er zum Vorstände der Revisionsabteilung ernannt. Und heute kaufte er seiner Tänzerin Cognak, ein, zwei Gläschen, ein drittes, mehr, viel, und sprach dabei schnell auf sie ein, er sprach von geheimer Liebe und langjähriger Bewunderung, er erzählte von seinen glücklichen Nächten, wo er träumte, daß sie bei ihm ist. Er kaufte ihr Pröötchen, Torten, er warf der Verkäuferin hinter dem Pult ungezählte Banknoten zu, er, der genaue, sparsame, strebsame Revisor verschleuderte so seine Mietzulage.

Als der Paragraf im Türrahmen erschien, nickte bereits Juanita zu seinem Vorschlag, den ganzen Abend nur mit ihm zu tanzen.

Und sie wies auch wirklich den Paragrafen ab, als er sie holen kam. Er sah so komisch aus, der Jurist, so budlig, so gekrümmt in seinem Kostüm. Ja, wozu zieht er auch die Trauerfarbe an, warum ist er seinem Haarschlage, die rote Farbe zu wählen, nicht gefolgt? Er wollte nicht als Symbol eines Justizmordes herumlaufen? Gut. Na, aber auch wenn er rot gekleidet wäre, selbst wenn es ein so schönes Rot wäre wie das des Kopierstiftes, würde er nicht zu Juanita passen. Und gar in dieser Trauerfarbe! Haha!

Abakir / Von Iwan Jeroschin

Schwarz ist nur dann schön, wenn es die Farbe seidener Mädchenhaare ist. Juanitas Haare! Er sah sie oft von weitem, die langen, glatten, schwarzen Haare, die bei Tageslicht blau schimmern. Umsonst verdeckt sie Juanita unter der schwarzen Koffhaarperrücke. Na, wart', nach Mitternacht, da reise ich dir die Maske und die Perücke herunter, werde dich bloßlegen, wie damals die Betrügereien des Filialleiters.

Damals, als ich Vorstand wurde. Aber morgen nach dieser Nacht, da machen sie mich vielleicht zum Prokuristen. Sieht gar nicht schlecht aus: Molochia-Bank, ppa... Oder werde ich vielleicht gleich Direktor? Dann wird der Porzellan immer die Festbeleuchtung des Stiegenhauses einhalten, sobald er sehen wird, wie ich mit meinem Sechszylinder ankomme. Oder vielleicht Achszylinder? Na, zu Juanita und mir paßt eher ein Achszylinder. Wir machen mit ihm auch die Hochzeitsreise. Nach Spanien natürlich.

Ja, Hochzeit. Könnten wir gleich fragen. Er sah Juanitas aufmunterndes Lächeln, lieb, dezent. Er fragte, aus ihren Augen kamen Blitze, dann nickte sie langsam mit dem Kopf. Und lächelte immer gleich, lieb, dezent.

Da wollte er wissen, ob sie ihren Vater um Unterstützung bitten wird. Ob der Vater zu ihm nett sein wird. Und sie nickte wieder und lächelte. Immer gleich, lieb, dezent. Und in ihrem Lächeln lag er das Versprechen: Mein Vater wird für dich alles tun, was er nur kann. Sein Glück frieg ihm zu Kopf. Er küßte sie, trotz der lachenden Blicke von allen Seiten. Er küßte nochmals, wild; die anderen sollten nur neidisch sein. Schade, daß der Paragraf kurzfristig ist. Er würde zerspringen.

Beim Küssen kamen ihm die Koffhaare ins Gesicht. Er wird sie bald herunterreißen. Eigentlich eine nette Idee, schwarze Koffhaare zu benutzen. Die stammen sicher von andalusischen Pferden, von dieser berühmten südlichen Gegend Spaniens mit den wilden, schönen, schwarzen Hosen und den noch wilderen und schöneren Frauen. Nun, es ist ja bald Mitternacht, er wird jede Wildheit zähmen. Die Schwärze wird er lassen. Die gefällt ihm. Und er beschloß, diesen Tag als den „Schwarzen Tag, den Tag der schwarzen Koffe und der schwarzen Nase“ zu benennen.

Dann schlug es Mitternacht. Er küßte nochmals den lächelnden, dezenten Mund und riß die Maske mit der Perücke herunter.

Die blonden Haare der Tochter des Porzellaners der Molochia-Bank kamen zum Vorschein. Er erkannte sie, denn sie war eine der Busfrauen, welche die Gänge und Büros in Ordnung hielten. Er sah die Perücke aus schwarzen „andalusischen“ Koffhaaren auf der Erde. Aus ihrem Handschuh kam eine abgearbeitete Hand hervor, die nach seiner Maske griff. Er grüßte zusammen. Sie darf ihn nicht erkennen. Er lief davon, aber sein Nasen-Spezialfutteral blieb in der abgearbeiteten Hand. Er wurde erkannt. Er sah noch, wie sich sein Nasen-Spezialfutteral mit heißen Tränen füllte. Er sah das gerade, als er an seinem Kollegen, dem Juristen, vorbeihüpfte. Er bemerkte noch, daß sich dieser in Gesellschaft einer schwarzhaarigen jungen Dame befand, die das Kostüm „Traum“ als Symbol ihres Berufes trug.

Der enttäuschte Streber wollte an den schwarzen Tag — bereits ohne schwarze Koffe und Nase — vergessen. Aber das Mädchen hielt Wort und hat ihren Vater, zu ihm nett zu sein. Und jedesmal, wenn der Vorstand der Revisionsabteilung der Molochia-Bank zum Gebäude angelaufen kam (noch mit dem alten „Zweizylinder“, hat der Vater der blonden Busfrau die Festbeleuchtung des Stiegenhauses eingeklinket.

Es war ein trauriges Frühjahr im Jahre zwanzig. In der Luft lag das Brüllen der Kanonen und das Rattern der Maschinengewehre, sie war schwül und zitterte, so daß die Kerne undentlich wurde.

Abakir stand vor der Jurte. Plötzlich schlüßten die Hunde an. Eine Gestalt kam näher im Militärmantel, aber mit einem Tuch auf dem Kopf. Abakir entsann sich, daß am Abend vorher durch die rote Blut des Sonnenunterganges Schritten davoneilen; man hatte Schießen gehört und Pferde ohne Reiter sehen können.

Die Gestalt trat heran, zwei schwarze Mädchenaugen schauten ohne zu blinzeln unverwandt Abakir an. Das Gesicht des Mädchens war durchsichtig weiß. Schwarze Haare drängten in Strähnen aus dem Stofftuch hervor. Die Augen waren sehr groß, mit einem Ausdruck, von dem sich Abakir nicht losreißen konnte.

— Kann ich bei Euch übernachten? fragte das Mädchen mit einer fernen Stimme, die wie die Stimme der Mondnacht war.

Abakir antwortete nicht; er verstand kein Russisch. Erst als das Mädchen den Kopf auf die linke Handfläche legte und die Augen schloß, begriff er und wies mit einer Gebärde auf die Jurte.

Aus der trat in diesem Augenblick Tolpaew, bei dem sich Abakir als Tagelöhner verdingt hatte. Er war ein berühmter Pferdedieb und hatte große Herden, mit denen er bis zum Altai zog.

Tolpaew lud das Mädchen in die Jurte. Er war nur zum Schein rechtläubig, aber das Gesetz der Gastfreundschaft hielt er strenger als alle Gesetze des Koran.

Hammelfleisch und Ziegenmilch lehnte das Mädchen ab. Ihr Körper, geschwächt von Blutverlust und Schmerzen, verlangte nach Ruhe. Ihre Augen brannten und waren ganz hart, unheimlich glänzend.

Am nächsten Morgen konnte sie nicht aufstehen. Tolpaew befahl Abakir, auf die Weiden zu reiten und warme Strohballen zu holen. Abakir tat es gern, und als die Frauen Tolpaew's, die faul und träge waren, bei längerer Dauer der Krankheit öfter und öfter an das Mädchen zu denken vergaßen, pflegte sie Abakir. Diese Pflege bereitete ihm eine aufregende Freude, und wenn ihn zuweilen ein dankbarer Blick des Mädchens traf, rannte er aus dem Zelt, ging lange durch die Steppe und sang.

Drei Wochen dauerte die Krankheit. Am vierundzwanzigsten Tage erwachte das Mädchen mit dem Gefühl großer Leichtigkeit im ganzen Körper, der starre Ausdruck ihrer Augen war gewichen, der Schmerz, den sie bei jeder Verührung empfunden, hatte nachgelassen. Abakir wurde froh um's Herz, als er das zarte Lächeln ihres Mundes sah. Er brachte ihr Ziegenmilch, sie trank sie gierig und verfiel in einen langen Schlaf — es war der Schlaf der Genesenden.

Am nächsten Morgen waren ihre Augen glänzend, als sie erwachte. Sie bat Abakir mit deutlicher Gebärde, er solle ihr behilflich sein. Er hob sie vom Lager, stellte sie auf ihre Füße und stützte sie bei den ersten unsicheren Schritten. Als sie aus der Jurte trat, schlug ihr der frische Wind betäubend ins Gesicht, sie taumelte, aber es war der Taumel der Freude am Leben, dessen Duft ihr der Steppenwindzutrug.

Eine große Freude verklärte ihren Blick, sie schaute lange in den Dunst der Ferne und auf das Spiel der Gräser im Winde. Abakir sah es und mußte denken: „Warum schaut sie

mich nicht an?“ Aber schon kehrte sich ihr Blick ihm dankbar zu, und Abakir fühlte eine seltsame Stille in sich, als er voll in ihr Gesicht sah.

Das Mädchen gehedete schnell. Ihre blauen Wangen röteten sich, ihre Kräfte wuchsen. Tolpaew widmete ihr, je weiter die Besserung fortschritt, immer größere Aufmerksamkeit. Seine listigen Diebesaugen ließen sie nicht einen Augenblick außer Sicht, seine Worte waren schmeichelhaft, seine Gebärden kriecherisch. Mit Abakir sprach er nur mit rauher Stimme und seine Befehle waren kurz und scharf.

Eines Abends befahl er Abakir, auf die fernen Weiden zu reiten. „Allein in der Nacht?“ — „Ja.“ — Abakir verstand ihn.

Er zog das Mädchen hinter die Jurte. Er zeigte ihr die Ferne, zeigte auf sich, machte die Gebärde des Mordens und deutete dabei in die Jurte hinein, zeigte auf ein Pferd und auf sie beide: — endlich verstand ihn das Mädchen. Flucht! Ja, nickte Abakir, Flucht heute nachts noch vor Tolpaew.

Über der Steppe lag eine warme Frühlingsnacht. Der tiefsschwarze Himmel satterte im Licht der Sterne. Das Gras duftete stark und betäubend. Das Mädchen eilte allein durch die Steppe, erst ganz weit, wo von der Jurte nichts mehr zu sehen war, hörte sie einen Pfiff. Ein Raubvogel stieg unmittelbar vor ihren Füßen in die Luft.

Abakir traf sie endlich. Er hatte vier Pferde bei sich. Wer bei einem Pferdedieb stiehlt, braucht kein Dieb zu sein.

Tag und Nacht ritten sie durch die Steppe, vor Anbruch der nächsten Nacht waren sie in Semiplatinsk. Dort schlug er die Pferde des Tolpaew los. Der verfolgte ihn nicht. Eine russische Frau hat ihn befohlen, dachte er, die Steppe hat ihren Knecht verloren.

Nach Jahren traf Abakir einen Russen. Der war Berichterstatter einer Zeitung und wollte sehen, wie man Kumys (Ziegenmilch) bereitet. Abakir zeigte ihm alles, aber sprechen konnte er immer noch wenig.

Plötzlich trat eine Frau in den Stall, einen großen Knaben zur Seite. „Mein Sohn“, sagte Abakir. Der Berichterstatter aber blickte erstaunt die Frau an. „Ich kenne Sie doch!“ — „Möglich.“ — „Gewiß! Sie sind Kienija Michailowna, sind seit jenem Treffen im Jahre zwanzig verheiratet.“ — Die Frau antwortete nicht. Nach einer Pause begann der Russe wieder: „Sie haben Familie?“ — „Wie Sie leben.“ — „Und sind zufrieden?“ — „Ich wünsche mir nichts Besseres.“ — „Entschuldigen Sie, bitte, Genossin, aber ich begreife nicht, was mit Ihnen geschehen ist. Sie, eine Korkämpferin der Partei, hier, mitten in der Einöde, allein...“ — „Ich bin nicht allein, und hier ist keine Oede.“ — „Aber sagen Sie...“ — „Das ist eine lange Geschichte. Oder eine ganz kurze. Ich habe einen Mann gefunden, und bin Mutter. Das genügt.“ — „Mit dem Ihr Mann? Aber, entschuldigen Sie, bitte, warum haben Sie ihn denn genommen, einen Menschen, der nicht einmal sprechen kann, geschweige denn Lesen und Schreiben?“ — „Ich kann mit ihm sprechen, und er kann in meiner Seele lesen, was wollen Sie mehr?“

Abakir lächelte. Er hatte sie verstanden. Und während er seinem Gast den dampfenden Kumys reichte, begann er vor lauter Freude ein Lied zu singen, es war das wortlose Lied der Steppe. (Deutsch von M. K.)



Adamson als Vogelliebhaber

Kunst im Frost

In einer alten böhmischen Chronik aus dem Dreißigjährigen Krieg ist etwas von eingefrorenen Tönen in einer erbeuteten Schwedens-krompette zu lesen, die im Sommer einmal auf-taunten und ein Dorf in großen Schrecken ver-setzten, weil man glaubte, die Schweden rückten wieder an. Es ist wohl keine Frage, daß mit dieser Münchhausenfabrik nur die stete Volks-angst jener Zeit illustriert werden sollte.

Man hat in Zeiten sibirischer Stimmung auch bei uns die Empfindung, daß unsere Kunst so einfrieren könnte und erst in unbekanntem, späterem Zeitpunkte von wärmerer Sonne plötz-lich wieder zum Tönen gebracht werden wird.

Der junge Richard Wagner hat an einem so bitterkalten Wintertag — vielleicht während seines Nigaer Engagements — allen Ernstes die Tempi in einer Donizetti-Oper beschleunigt, „damit dem Publikum und den Musikern wärmer werde“.

Daß Mozart, als ihn Kaiser Josef be-suchen kam, mit seiner Konstanze Kohlenmangels halber gerade sehr lebhaft Walzer oder viel-leicht Polka tanzte — bei Remise hätte er sich wohl nicht erwärmt — dürfte eine Legende sein.

Edgar Allan Poe hingegen, der stets von innen her mit nachhaltigen Quantitäten Alkohol geheizt war, behauptete, daß nichts seine Phant-astie so sehr inspirierte wie Frost in reiner Vergluff. Ein ähnlicher Begeisterungsausbruch der Winterliebe liegt von Nikolaus Lenau vor, der auf einer Nachtwanderung auf dem ge-frorenen Hasenberg die Verse dichtete . . . „Es knirscht der Schnee vor meinen Tritten, es dampft mein Hauch, es kitzelt mein Bart, nur fort, nur immer fortgeschritten . . .“

Das Fieber des Schaffens wie jede hoch-gradige Nervenerregung — man weiß es von den Liebenden, von den in Zorn Geratenen und nicht zuletzt von den Ärzten — erhöht das Blut derart, daß die äußere Kälte gar nicht oder an-genehm empfunden wird. Es ist freilich zu be-zweifeln, ob es ein Feuer der Leidenschaft gibt, das auch eine Temperatur unter 30 Grad aus-zugleichen vermag. Die Willensanpannung

der Derwische, die auch auf den Eisfeldern des Himalaja in der Intenität ihrer Selbstver-senkung Schweißströme aus den Poren ihrer Haut zu senden vermögen, sind wohl kein an-gemessenes Vorbild für unsere Kapellmeister, bei denen das Schweißwischen mit zum Schau- und Hörspiel ihrer Leistung gehört.

Die tobdrohende Eisesfalte kann übrigens wohl auch anregender Gegenstand zu künst-lerischer Darstellung sein.

Polarforscher berichten von einer seltsamen Russe der Binde in den Eisschluchten, unter-brochen vom Donner der herstehenden Eisberge und dem unterirdischen Rollen der russenden Eismassen. Die Eskimos haben Instrumente aus gespannten Felltrommeln und gehöhlten Fischgräten, auf denen sie in Angitvitionen etwas von dem Heulen und Winkeln der Lüfte und den krachenden Schüssen der Eisschlacht nachahmen.

Diese gewaltige Symphonie der Elemente ist in die wirkliche Kunstmusik noch von keinem, der sie erlebte, übertragen worden.

Das glühende, blendende Trompeten-V bei der Gleichförmigkeit in Richard Strauß' „Al-symphonie“ oder die kofette Salon-gletschereinsamkeit in Menck's „Jonny spielt auf“ gibt nur eine schwächliche Ahnung von der gefrorenen Ewigkeitsstimmung des Nichts im Univer-sum, dem man sich da nahe fühlt.

Man braucht nicht zu fürchten, daß die Kunst einfriert. Der Winter ist ja sonst die Zeit ihrer höchsten Entfaltungsmöglichkeit. Es lag wohl nur an den äußeren Gründen der Ferialfreiheit, daß Gustav Mahler, Grill-parzer und mancher andere fast ausschließlich im Sommer produktiv waren.

Wie alles Unmögliche, so bietet auch der übermächtige Frostschauer Anregung für die künstlerische Phantasie. Wie selbst die Kohlen-not poetisch verherrlicht werden kann, zeigt Franz Kafka's entzückende kleine Geschichte vom „Kübelkreier“, die in eisigen Tagen die Wirk-lichkeitssünde dieser Phantasmagorien dar-tut, die immer noch von manchem Philister mit verständnislosem Kopfschütteln begutachtet werden. Oscar Vaum.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplice-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 271.

Von Franz Tepper, Karlsbad.

(Original.)

Schwarz: Kd4, Ld2, h7, Sf4, g4, Bb5, c3, c6. (9)



Weiß: Kb7, Df7, Te8, Sb6, g7, Bb4, d7, e2, f2. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 268: Te1-c1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Ge-nossen ein: Trepesch Waldemar, Kleinaugezt; Schöffel Anton, Schöbritz; Beutel Wilhelm, Arns-dorf b. Tetschen; Sturm Heinrich, Brünn; Tepper Franz, Karlsbad; Proch Anton, Predlitz; Dinna-bier Emil, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Burkert Franz, Schönau b. Neu-Titschein; Schindler Robert, Lohmüller Hans, Hofeldt Otto, Chimiak Hans, Habl Erwin, sämtlich Nesteritz; Demel Rudolf, Schirmdorf; Kraus Gerhard, Turn; Wand Ernst, Merzdorf; Hochfelder Her-mann, Saaz; Tesar Franz, Suchel; Trltsch Gus-tav, Wisterschan; Chroust Karl, Bilin.

Partie Nr. 99.

Indische Verteidigung.

Gespielt im Arbeiter-Schachturnier zu Göteborg im Jahre 1935.

Weiß: Rjumin (USSR)

Schwarz: Madsen (Dänemark)

- | | | |
|----|--------|--------|
| 1. | d2-d4 | Sg8-f6 |
| 2. | c2-c4 | e7-e6 |
| 3. | Sb1-c2 | d7-d5 |
| 4. | Sg1-f3 | Sb8-d7 |
| 5. | c4xd5 | e6xd5 |
| 6. | Dd1-b3 | c7-c6 |

Auch Sb6 konnte gespielt werden. Der Text-zug führt zu einer interessanten theoretischen Variante.

- | | | |
|----|-------|---------|
| 7. | e2-e4 | Dd8-a5? |
|----|-------|---------|

Gibt Weiß die Initiative.

- | | | |
|----|--------|--------|
| 8. | e4-e5! | Sf6-e4 |
| 9. | Lf1-d3 | Se4xc3 |
- In Erwägung kam auch 9. . . c6-c5!
- | | | |
|-----|--------|--------|
| 10. | b2xc3 | Lf8-e7 |
| 11. | 0-0 | 0-0 |
| 12. | Db3-c2 | h7-h6 |
| 12. | Db3-c2 | h7-h6 |
| 13. | Lc1-d2 | Da5-d8 |
| 14. | Ta1-e1 | Tf8-e8 |
| 15. | Dc2-c1 | Le7-f8 |

Es droht Ld2xh6

- | | | |
|-----|--------|--------|
| 16. | Ld3-b1 | Sd7-b6 |
| 17. | Ld2-f4 | Le8-e6 |
| 18. | Sf3-d2 | Dd8-c8 |
| 19. | Te1-c3 | Le6-f5 |
| 20. | Te3-g3 | Lf5xb1 |
| 21. | De1xb1 | De8-e6 |
| 22. | Lf4-e3 | f7-f5? |

Führt sie Bauernverlust. Auch auf Te8 mit nachfolgendem c6-c5 ist Schwarz gegen den An-griff von Weiß machtlos.

- | | | |
|-----|--------|-------|
| 23. | Tg3-f3 | g7-g6 |
| 24. | g2-g4 | f5-f4 |
- Auf f5xg4 folgt 25. Tf3-f6!
- | | | |
|-----|---------|-----------------------|
| 25. | Le3xf4 | Lf8-g7 |
| 26. | Lf4-e3 | Te8-f8 |
| 27. | Tf3-g3! | Tf8-f7 |
| 28. | f2-f4 | Ta8-f8 |
| 29. | h2-h3 | e6-c6 Erfolg zu spät. |
| 30. | Tg3-f3 | Sb6-c4 |
| 31. | Sd2xc4 | d5xc4 |
| 32. | f4-f5 | Schwarz gibt auf. |

Anmerkungen von S. Wilson, Dänemark.